



## Muss Bambi sterben?

*In Brandenburg wollen Jäger Rehe retten. Und Naturschützer Rehe töten. Die Geschichte eines ungewöhnlichen Konflikts*

Von Martin Nejezchleba, DIE ZEIT, 17.08.2023

Es ist drei Uhr morgens und tiefste märkische Nacht, als sich am Feuerwehrhaus von Niederfinow im Oderbruch, 50 Kilometer nordöstlich von Berlin, eine Gruppe von Jägern zusammenfindet, um Rehen das Leben zu retten. Kurz stehen sie beisammen, acht Männer und eine Frau, ein paar Witzchen sind zu hören, raue Lacher. Dann knallen die Pick-up-Türen. Die Kolonne setzt sich in Bewegung, ruckelt über Feldwege. Im Dampf der Wiesen springen Scheinwerferkegel auf und ab.

Christian Weber, den hier alle Mäckie nennen und den man sich als einen Mann vorstellen muss, der schneller spricht, als ein Reh laufen kann, sitzt am Steuer seines silbernen Suzuki-Jeeps. Hinten auf der Ersatzrad-Abdeckung prangt das Jägermeister-Logo, der Hirsch mit dem strahlenden Kreuz zwischen dem Geweih. Darunter steht, in Fraktur: Waidmanns Heil.

Mäckie ist 38, seit acht Jahren sind das Jagen und Schießen, das Erlegen von Wild sein Hobby. Fragt man ihn, warum er sich nach seiner Arbeitswoche in der Technikabteilung einer Wurstfabrik diese Sommernacht um die Ohren schlägt, um Rehe vor dem Tod zu bewahren, erzählt er vom Leiden der Tiere und davon, wie es klingt, wenn Knochen und Fleisch eines Rehkitzes zerhäckselt werden: »Dit verjissste nich so schnell.«

Deshalb also sind sie hier. Sie wollen junge Rehe aus den Feldern holen. Bevor die Traktoren mit den Mähmaschinen kommen.



Eigentlich, sagt Mäckie, sei der Bauer in der Verantwortung, die Tiere zu schützen. »Jibt da sogar 'n Paragrafen zu«, sagt er. Aber weil sich die Bauern nicht kümmern, kümmern sich eben die Jäger.

Kurz darauf stehen sie auf einer weiten Wiese. Zwei Drohnen steigen in den Himmel, der sich langsam fahlblau färbt. Kurz übertönt ihr Surren das Geschrei der Vögel, dann fliegen die Drohnen davon. 95 Hektar gilt es heute abzudecken. Die Zeit ist knapp. Nur solange die Wiese noch nachtkühl ist, können die Wärmebildkameras die Tierkörper von der Umgebung unterscheiden. Wenn sich das Gras erwärmt, werden die Rehe auch für Drohnen unsichtbar. Und um fünf Uhr rollen schon die Traktoren heran.

Sobald einer der beiden Drohnenpiloten einen warmen Punkt auf dem Display sieht, lotst er die Helfer unter das blinkende Gerät. Mäckie ist in einem Dreierteam losgezogen, mit Gummistiefeln, Funkgeräten und großen Keschern staksen sie durch nasses, hüfthohes Gras. Man sieht sie jetzt auf dem Bildschirm der Fernsteuerung voranpirschen, aus der Vogelperspektive. Weiße Flecken, den Kescher nach vorn gestreckt. Das Funkgerät knackst. Noch ein Stück. Stopp. Neunzig Grad nach rechts. Dann eine Bewegung mit dem Kescher. Etwas Schnelles, Weißes springt aus dem Bild. Gut so.

Sobald Rehe einige Wochen alt sind, fangen sie an, vor Gefahren zu fliehen. Vor Keschern, aber auch vor Traktoren. Die Jäger hier nennen sie Flüchtlinge. Die suchen sie nicht. Den Jägern geht es um die ganz kleinen Kitze. Die Ricke setzt sie im Schutz der Wiese ab und sucht sie nur zum Säugen auf. Vor Raubtieren sind sie geschützt, weil sie in diesen allerersten Lebenswochen noch nicht zu riechen, also kaum zu finden sind. Aber bis die Evolution einen Schutz gegen Mähmaschinen hervorbringt, wird es wohl noch etwas dauern.

Die kleinen Kitze, das befiehlt ihnen ihr Instinkt, ducken sich, sie rühren sich nicht vom Fleck. Selbst wenn das Dröhnen des Traktors auf sie zukommt. Selbst wenn es zu ohrenbetäubender Lautstärke anwächst. Selbst wenn die Grashalme vor ihnen schon zwischen den Klingen verschwinden.

Rehe wissen nicht, was Mähmaschinen sind. Sie wissen nicht, welchen Aufwand die Jäger betreiben, um ihr Leben zu retten. Sie wissen nichts von all den Diskussionen,



die Menschen in diesen Monaten um das Wild führen. Von den Gesetzesentwürfen und Studien, den Kampagnen und Protestaktionen, den Jagdfestreden und Bürgerversammlungen.

Sie wissen nicht, dass um sie, die Rehe, ein heftiger Streit zwischen Jägern und Naturschützern entbrannt ist. Ein Streit, bei dem es um Leben und Tod geht. Das Ungewöhnliche daran: Die Naturschützer wollen die Rehe töten. Die Jäger wollen sie retten.

Vier Stunden sind über das nasse Gras des Oderbruchs gezogen, der Himmel hat mehrfach die Farbe gewechselt. Auf fahlblau folgte rot, dann lila, schließlich sommerblau. Mäckie hat drei Kitze gefangen. Er hat sie in Plastikkisten voller Wiesengras gesetzt, sie in den Schatten einer Birke gestellt, mit noch mehr Gras abgedeckt. Dort liegen sie jetzt. Stupsnäsiger, kulleräugig, weiß gefleckt. Sie strecken ihre Spinnenbeinchen aus, machen keinen Mucks. Sobald die Wiese gemäht ist, werden die Tiere freikommen. Die Ricke wird dann schrill fiepen, das Kitz noch schriller antworten. So können Mutter und Kind sich wiederfinden.

Und weiterleben.

Wahrscheinlich gibt es keinen Menschen, den es nicht beglückt, dass diese Geschichte so endet.

Nur dass sie nicht so endet.

Die Kitze werden wachsen, und sie werden die in den vergangenen Jahrzehnten massiv gewachsene Population der Rehe hierzulande weiter vergrößern. Weit über hunderttausend Rehe leben in Brandenburg, Millionen Rehe, so schätzt man, sind es in ganz Deutschland.

Sie alle fressen. Oder besser: Sie naschen. Ständig.

Es gibt einen Fachbegriff für die besondere Ernährung der Rehe. Man nennt sie Konzentratselktierer. Sie sind evolutionär gesehen sehr alte Wiederkäuer, ihre Mägen kommen nicht gut mit Gras und Rinde klar. Lieber fressen sie leicht verdauliche Nahrung, voller Zucker und Proteine: Blätter und Kräuter zum Beispiel. Sehr gerne mögen sie die saftigen Knospen und Triebe junger Bäume.



Das Problem ist, dass die jungen Bäume mit angefressenen Knospen und Trieben nur schwer wachsen können. Manchmal sterben sie sogar unter den Bissen der Rehe. Dann haben die Rehe sozusagen die Baumbabys getötet. Gibt es zu viele Rehe in einem Wald, knabbern sie den Wald kaputt. Vor allem dann, wenn es dem Wald ohnehin schon schlecht geht. So wie in Deutschland, wo vier von fünf Bäumen krank sind, geschwächt von Dürre, Hitze, Bränden und Borkenkäfern.

Und das, obwohl das Land, um nicht zu sagen die Welt, gesunde Bäume dringend braucht. Denn nur wachsende Wälder binden CO<sub>2</sub>. Stirbt ein Baum, verrottet er oder verbrennt gar, gelangt das Gas wieder in die Atmosphäre.

In Brandenburg zum Beispiel ist die Lage so: Die Kiefern-Monokulturen trocknen den sandigen Waldboden aus, der sowieso kaum Wasser speichern kann. Von allein wächst dort wenig. Durch die lichten Kronen dringt viel Sonnenlicht, viel Hitze. Fängt einer der Bäume Feuer, sorgt das Kiefernharz in den Stämmen dafür, dass sich der Brand schnell durch den ganzen Wald verbreitet. Die Antwort heißt Waldumbau.

Mischwälder statt Monokulturen. Vor allem junge Laubbäume müssen nachwachsen, damit ein neuer, gesunder, kräftiger Wald entstehen kann. So weit die Theorie.

Dummerweise sind es in der Praxis gerade die Laubbäume, deren Knospen und Triebe die Rehe am liebsten fressen.

An einem Freitag Ende April dieses Jahres steigt in der backsteinroten Kirchenruine der Gemeinde Chorin, nur wenige Kilometer von Mäckies Rehkitzwiese entfernt, ein Mann mit grauen Wuschelhaaren und grauem Vollbart auf eine Bühne, der sozusagen von Amts wegen den Rehen den Tod wünscht. Vor ihm sitzen 240 Menschen, die meisten Waldkenner, Waldbesitzer, Waldliebhaber. Neben ihm steht, als Dekoration, eine Reihe zarter Topfbirken. Ein Männerchor singt ein Lied von Felix Mendelssohn Bartholdy. »Lebe wohl, lebe wohl, du schöner Wald!«

Der Mann, der nun das Wort ergreift, heißt Axel Vogel, ist in Bayern aufgewachsen und ist heute Minister für Landwirtschaft, Umwelt und Klimaschutz des Landes Brandenburg. Er ist 67 Jahre alt und seit 43 Jahren bei den Grünen.



Der Anlass von Vogels Rede ist eine Preisverleihung. Der Choriner Wald, der sich auf 88 Quadratkilometern rund um die Reste eines ehemaligen Zisterzienserklosters erstreckt, wird als deutsches »Waldgebiet des Jahres« ausgezeichnet. Vogel findet lobende Worte, er sagt, hier in Chorin zeige sich »seit vielen Jahren schon, wie Waldumbau gelingen kann«.

Später, im direkten Gespräch, kommt der Minister dann schnell auf die Rehe zu sprechen. Er wolle, sagt er, »regulierend in die Tierbestände eingreifen«. Der Wildverbiss, so heißt es auf Forstbehördendeutsch, wenn Rehe Jungbäume knabbern, sei zu hoch.

Tatsächlich ist es so: Die Bundesregierung hat 2022 beschlossen, in den nächsten fünf Jahren 900 Millionen Euro in den Waldumbau zu investieren, in die Aussaat, die Pflege und den Schutz junger Laubbäume. Falls aber alles so bleibt, wie es ist, wird ein großer Teil dieses Geldes, wenn man so will, in den Mägen der Rehe landen. Jedem zweiten Jungbaum in Brandenburg knabbern die Tiere die Knospen ab. Laut Schätzungen des Landeskompetenzzentrums Forst, jener Behörde, die in Brandenburg über die Wälder wacht, besteht bei rund 50 Prozent der Fläche »akuter Handlungsbedarf«. Zwar sei es in den vergangenen Jahren gelungen, Waldgebiete so umzubauen, dass sie gute Chancen haben zu überleben, trotz Klimakrise. Aber es sind viel zu wenige. Wenn das so weitergeht, so haben es die Forstbeamten des Umweltministers ausgerechnet, dauert es noch 200 Jahre, bis Brandenburg seine Umbauziele erreicht hat.

»Der Wald hat keine Zeit mehr«, sagt Axel Vogel.

Übrigens erzählt er auch, dass er Rehe eigentlich ziemlich gernhat. Zumindest als Braten. Er nennt sich einen »begnadeten Wildesser«, Gästen serviere er zu Hause in Eberswalde veganes Essen oder Wild.

Und dann sagt Vogel noch, es müsse dramatisch mehr geschossen werden, »damit wir auf ein Drittel von dem kommen, was im Moment durch den Wald hüpf«.

Anders gesagt: Es müssen Rehe sterben, damit die Bäume leben können.

In Brandenburg regiert eine Drei-Parteien-Koalition aus SPD, CDU und Grünen. Innerhalb dieses Bündnisses versucht der Umweltminister nun seit anderthalb Jahren



ein neues Jagdgesetz durchzusetzen, das vor allem ein Ziel verfolgt: dass mehr Rehe geschossen werden.

Was die Frage aufwirft, warum es dafür ein neues Gesetz braucht. Warum wenden Jäger wie Mäcke eigentlich so viel Energie auf, Rehe zu retten? Warum konzentrieren sie sich nicht stattdessen auf das, was gemeinhin als ihre Kernkompetenz gilt: Rehe schießen?

Ein Tag Anfang Mai, eine Woche nach der Preisverleihung von Chorin, eine andere Bühne, 80 Kilometer weiter südwestlich. Eine Frau in weißem Hemd und grüner Schürze sagt: »Es folgt: ›Reh tot!« Woraufhin die Klosterfelder Jagdhornbläser ihre Backen aufpumpen und ihre Instrumente erklingen lassen. So erweisen sie einem toten Reh die letzte Ehre. An diesem Tag allerdings lediglich als Vorführung, beim Schaublasen.

Was da stattfindet, ist das brandenburgische Jägerfest 2023, auf dem weiträumigen Hof des Kronguts Bornstedt in Potsdam. Hier wippen Gamsbärte im Takt der Jagdhornmusik, hier darf man für eine Zehn-Euro-Spende einen angeketteten Turmfalken auf die Faust nehmen, hier gibt es Verkaufsstände mit Ferngläsern, Schalldämpfern, Jagdmessern, Jagdgewehren, ausgestopften Wildschwein-Frischlingen, ausgestopften Fasanen, ausgestopften Dachsen.

All die Männer hier – es sind vor allem Männer – sprechen eine Art Geheimsprache. Rehe haben keine Mäuler, sondern Äser. Kitze werden nicht geboren, sondern von der Ricke gesetzt. Angeschossene Rehe bluten nicht, sie verlieren Schweiß. Ihnen wird nicht die Bauchdecke aufgeschlitzt, sie werden aufgebrochen. Und wenn Jäger Erfolg hatten, legen sie die Strecke aus, was bedeutet, dass sie das tote Wild auf dem Boden platzieren. Danach greifen sie zu ihren Hörnern. »Reh tot!«

Über die Jahrhunderte haben Jäger ein ganzes Bollwerk eigener Begriffe, Riten und Verhaltensweisen errichtet. Weshalb man an dieser Stelle kurz erklären muss, wie man das überhaupt wird, ein Jäger.

Um in Deutschland auf die Jagd gehen zu dürfen, braucht man erstens einen Jagdschein. Um diesen zu erhalten, muss man eine Ausbildung durchlaufen, bei der



man auch all die vielen Jägerwörter und Jägerregeln erlernt. Und zweitens muss man ein Jagdrevier pachten oder vom Revierpächter die Erlaubnis bekommen, dort zu jagen.

Nachdem in Deutschland die großen Raubtiere – Bären, Wölfe, Luchse – ausgerottet waren, ist der Revierjäger an ihre Stelle getreten. Er entscheidet, welcher Hirsch, welches Reh, welches Wildschein, welcher Hase weiterleben darf und welcher nicht. Er hegt das Wild, füttert es in strengen Wintern, rettet es vor Mähmaschinen – und tötet es, wenn er die Zeit für gekommen hält.

Rundgang über das Jägerfest mit dem Präsidenten des Landesjagdverbandes: Dirk-Henner Wellershoff, ein großer, 57-jähriger Immobilienunternehmer im Janker, mit Glatze und lässigem Small-Talk-Lächeln. Er führt zum Publikumsmagneten des Festes, wie er es nennt. Ein Saal voller Knochenpräparate. Geweihe, Hörner, Schädel. Die Trophäenschau. Wobei man das heute eigentlich nicht mehr so nennt. Auch Jägerfeste scheinen nicht mehr frei zu sein von politischer Korrektheit. Offiziell heißt das hier inzwischen, weniger triumphierend, Hegeschau.

Dirk-Henner Wellershoff aber sagt: »Ich liebe Trophäen.«

Schon sein Vater war Jäger, seine Mutter war Jägerin, seine Frau ist Jägerin, der Sohn ist Jäger. Wellershoff sagt, das Tolle an Trophäen seien die Erinnerungen. »So eine Trophäensammlung bildet ein ganzes Jägerleben ab.« Und natürlich seien viele Jäger stolz, wenn sie den dicksten Hirsch mit dem größten Geweih geschossen haben. Dass man dafür Punkte und Medaillen verteilt, gehöre einfach dazu.

Am Nachmittag des Jägerfests versammeln sich dann 207 Delegierte in einem Saal mit dunklen Holzbalken für die Rede ihres Präsidenten. Wobei man erst noch eine Schweigeminute einlegt für vier verstorbene Mitglieder, unter ihnen der Mann, der einst dem heutigen Ministerpräsidenten Dietmar Woidke (SPD) geholfen habe, seinen Jagdschein zu machen. Dann stellt der Vize-Präsident noch schnell etwas klar: In diesem Saal, sagt er, werde nicht gegendert. Die Jäger wollen es mit der Korrektheit ja auch nicht übertreiben.

Jetzt aber Auftritt Wellershoff, der gleich zu Beginn sagt, das vergangene Jahr sei das Jahr gewesen, in dem die Jäger das neue Jagdgesetz des Ministers Axel Vogel erfolgreich verhindern konnten. Ein »grünes« Jagdgesetz, ein »wildfeindliches«, wie er



sagt. Der Präsident spricht von »Frontalopposition« und davon, dass man »mit dem Rücken zur Wand den Feind geschlagen« habe.

Tatsächlich haben sowohl die SPD als auch die CDU den Entwurf des neuen Gesetzes abgelehnt.

Weshalb man nun noch einmal direkt fragen muss. Was genau, Herr Wellershoff, ist so schlimm daran, wenn Jäger mehr Rehe schießen sollen?

Die Antwort des Landesjagdverbandspräsidenten fällt etwas widersprüchlich aus. Einerseits sagt er, die Jäger würden gar nicht so wenige Rehe schießen. Andererseits: »Natürlich will ich als Jagdpächter einen Mindestbestand an Wild haben, den ich bewirtschafte. Denn Jagen und Pachten tue ich doch nur, wenn ich auch was erlegen kann und wenn ich einen Benefit habe.« Übersetzt heißt das, man begreift es im weiteren Gespräch: Der Jäger fürchtet nichts mehr als einen Wald, in dem das Wild so rar ist, dass es sich kaum finden lässt. Denn dann geht er umsonst auf die Pirsch, sitzt umsonst auf dem Hochsitz, bekommt keine Trophäen. Also schießt er immer nur so viele Tiere, dass weiterhin genügend von ihnen zwischen den Bäumen herumlaufen.

Nun gibt es neben den Jägern noch jemand anderen, für den das Wild im Wald von Bedeutung sein sollte: die Waldbesitzer. Wenn die Jäger offenbar keine Lust haben, ausreichend viele Rehe zu erjagen, können dann nicht die Besitzer in ihrem eigenen Wald so viele Tiere schießen wie nötig, damit neue Bäume nachwachsen können? Schließlich haben sie ein wirtschaftliches Interesse daran, dass der Wald gedeiht.

Damit ist man beim Grundsätzlichen angekommen. In Deutschland nämlich gilt: Nur wer große Waldflächen besitzt, hat das Recht, auf seinem eigenen Grund zu jagen. In Brandenburg liegt die Grenze bei 150 Hektar. Das ist viel, denn nach Schätzung des Umweltministeriums haben 99 Prozent der privaten Waldbesitzer kleinere Flächen. Zwar können dort Abschusszahlen vorgegeben werden. Aber wie viel wirklich gejagt wird, entscheidet am Ende der Revierpächter und sonst niemand. Die Pachtverträge laufen über 9, 12, manchmal 25 Jahre, und ein Jagdrevier erstreckt sich meist über die Flächen zahlreicher Waldbesitzer, sodass der einzelne Eigentümer bei der Auswahl des Pächters wenig mitzureden hat. All das bewirkt, dass im Wald der Jäger das Kommando führt und nicht der Waldbesitzer.



Dirk-Henner Wellershoff sagt, als ihm im Dezember 2021 der erste Entwurf von Axel Vogels neuem Gesetz zugespielt worden sei, da habe er gewusst: »Das könnte ernst werden.« Denn was er da las, war nicht weniger als die Anleitung zu einer Waldrevolte. Axel Vogel wollte ein rund 170 Jahre altes Machtgefüge zum Einsturz bringen. Er wollte den Waldbesitzern schon ab einer Fläche von zehn Hektar das Jagdrecht einräumen. Und damit neu definieren, wer im Wald das Sagen hat.

Künftig, so der Gedanke von Axel Vogel, sollten vor allem die Waldbesitzer entscheiden können, was schützenswerter ist: das Leben der Bäume oder das Leben der Rehe.

Der Jägerpräsident Wellershoff kann davon berichten, was geschah, nachdem der Umweltminister Vogel seinen Gesetzesentwurf vorgelegt hatte. Davon, wie er, so nennt er es, seine »Truppenteile geschlossen« habe. »Dafür musst du«, sagt Wellershoff, »eine Front aufbauen.«

Also habe sein Verband Hunderttausende Euro Spenden gesammelt. Mit dem Geld wurden Zeitungsanzeigen geschaltet (»Wollen Sie einen Wald ohne Wild? Wir nicht.«), eine Social-Media-Kampagne wurde gestartet, eine Allianz geschmiedet von Jägern, Bauern, Fischern, Schäfern. Und die alle habe man, so Wellershoff, »quasi geschlossen gegen den grünen Irrsinn an den Start gebracht«. Es habe massenweise Besuche in Abgeordnetenbüros gegeben und bei Sprechstunden des Ministerpräsidenten, außerdem Auftritte bei Bürgerversammlungen. »Die Politik sollte das Gefühl bekommen, gerade den gesamten ländlichen Raum zu verlieren«, sagt Wellershoff.

Axel Vogel legte einen neuen, abgeschwächten Gesetzesentwurf vor. Auch dagegen war der Widerstand zu groß.

Gegen den Willen der Jäger, das musste Axel Vogel in den vergangenen anderthalb Jahren erfahren, lässt sich der Kampf gegen die Rehe nicht gewinnen. »Ich bin auf die Zusammenarbeit mit den Jägern angewiesen«, sagt er heute. Und die kann man eben nicht wie ein Killerkommando in den Wald schicken. Der Umweltminister befiehlt keine Jagd-Armee.



Wenn es allerdings eine solche Armee gäbe, wäre Thomas Schulz ein passender Kommandant. 39 Jahre ist er alt, ein drahtiger Typ in Waldtarn-Anzug, das Gewehr um die Schulter gehängt, blank poliert, mit Schalldämpfer auf dem Lauf. Schulz ist Förster, also so etwas wie ein Waldverwalter. Der Wald, für den er zuständig ist, liegt in Hirschfelde, 30 Kilometer nordöstlich von Berlin. Bei manchen in der Gegend, sagt Schulz, sei er verschrien: als Rehmörder. Als böser Förster des Grafen.

Der Graf, das ist der Waldbesitzer, Mathias Graf von Schwerin. Rund 1000 Hektar Wald gehören ihm. Da diese Fläche so groß ist, darf er schon nach dem derzeitigen Gesetz bestimmen, wie viel dort gejagt wird. Von Schwerin ist der Vorsitzende des Ökologischen Jagdverbandes in Brandenburg. Ökologisch nicht etwa, weil seine Mitglieder mit Holzpfeilen statt Gewehrkugeln schießen, sondern weil sie im Sinne des Waldumbaus jagen. Traditionen, Totverblasen, Strecke legen – all das spielt hier kaum eine Rolle. Ökojäger verstehen sich als Dienstleister des Waldes. Die Jagd als ein Handwerk zum Beseitigen von Wild.

Wenn Axel Vogel also ein Kommando Waldumbau gründen würde, bei den Ökojägern fände er Rekruten. Graf von Schwerin zahlt mitunter sogar Abschussprämien, 50 Euro für jedes tote Reh.

An einem Freitagabend steht Thomas Schulz vor seinem Forsthaus und weist 18 Jagdgäste ein. Er deutet auf eine Revierkarte, den Schlachtplan für heute. Darauf sind die Hochsitze markiert, die es zu besetzen gilt. Intervalljagd betreibe man hier, sagt Schulz. Kurze, intensive Jagdperioden. Damit das Wild nicht zu ängstlich wird, zu scheu, zu schwer zu erlegen.

Wenig später steuert Schulz seinen Wagen durch hügeliges Gelände, er führt die Autokolonne an, bringt die Jägerteams in die Nähe der Hochsitze. Dann macht er sich auf den Weg zu seinem eigenen Posten. Fast lautlos schleicht Schulz über den trockenen Forstweg. Er flüstert Befehle an Ulma, eine Kopov-Bracke, das sind Jagdhunde aus slowakischer Reinzucht, und scannt immer wieder die Umgebung mit seinem Wärmebildgerät. Schulz sagt, er jage wie ein Wolf: »Effektiv und störungsarm. Rein in die Fläche. So viel Wild erlegen wie möglich. Wieder raus.«



Dann steigt er, Sprosse um Sprosse, auf den Hochstand. Schulz wuchs als Sohn eines Oberförsters in der Schorfheide auf. Der Vater habe ihn mit den klassischen Waidmanns-Regeln aufgezogen. Die starken Böcke durften nicht geschossen werden, Böcke im Bast, also mit wachsendem Geweih, auch nicht. Heute, sagt Schulz, interessiere ihn vor allem das, was am Geweih hinten dran ist: Fleisch in bester Bio-Qualität. Die Frage ist ihm etwas unangenehm, aber mehr als tausend Rehe habe er bestimmt schon geschossen. Mit seiner Frau und den Kindern versuche er möglichst autark zu leben. Von dem, was der Garten gibt, und der Wald.

Eine Stunde vergeht. Hin und wieder knackst ein Ast in der Senke vor dem Hochsitz. Sonst Stille. Die nächste Stunde. Blätter rauschen. Stämme knarzen. Eine weitere Stunde. Wind. Regenwolken. Kein Rehwetter eigentlich. Dann fiept Ulma. Irgendetwas ist da.

Rehe haben kein Interesse an Menschen. Sie kümmern sich um ihre Dinge. Um saftige Blätter und Knospen, sie knabbern so viel, bis der erste von vier Mägen voll ist. Dann verstecken sie sich, suchen Schutz im Dickicht, wo Ruhe ist, zum Hochwürgen, Kauen, erneuten Schlucken. Rehe können bis zu zwölf Jahre alt werden.

Thomas Schulz sagt, im Wald treffe er auf 80 Meter sicher. Schulterschuss. Durch Lunge und Herz. Oder in den Kopf. Bei einem perfekten Schuss ist das Reh tot, bevor es den Knall hört.

Heute schießt er nicht. Das Irgendwas, weswegen Ulma gefiept hat, es war wohl ein Hase.

Aber einer der anderen Jäger hat geschossen. Und getroffen. Zwei weibliche Rehe. Vor dem Forsthaus baumeln sie an den Haken einer Waage. Ihre Bäuche sind von unten nach oben aufgetrennt, als hätte jemand an einem Reißverschluss gezogen, um das rote Innere sichtbar zu machen. 13 Kilo wiegt das eine, 15 das andere Reh.

Thomas Schulz trägt die Abschüsse in seine Statistik ein, gibt Bier aus am Kühlcontainer. Darin hängen fünf weitere Rehe, noch von den Vortagen. Am Boden trocknet ihr Blut. In Plastikbehältern liegen Mägen, Lungen, Gedärme, ein Kopf mit zwei Geweihspießen.



Hier im Wald von Hirschfelde wird seit gut 15 Jahren so gejagt, wie es sich der Umwelt- und Forstminister überall in Brandenburg wünscht. Hier steht das Leben der Bäume über dem Leben der Rehe. Und der Wald gedeiht. Unter alten Kiefern wachsen Buchen, Eichen, Birken, Ebereschen, Ahorne, Weißtannen. Dabei wird hier kaum gepflanzt. Der Wald erneuert sich weitgehend selbst. Und deshalb ist der Wald von Hirschfelde ein interessanter Schauplatz in einem Konflikt, der weit über das Land Brandenburg hinausweist und sehr viel älter ist als ein durchschnittliches deutsches Reh. Und auch älter als ein durchschnittlicher deutscher Baum.

Tatsächlich gab es auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik bereits im 16. Jahrhundert großen Streit, weil das viele Wild der Feudalherren schon damals den Leuten die Ernten und die jungen Bäume wegfraß. Nur kurz, nach der Deutschen Revolution von 1848, erstritten sich die Bauern und kleinen Grundbesitzer das Recht, auf ihrem Boden selbst zu jagen. Und schossen alles, was ihnen vor den Lauf kam. Wenige Jahre später schrieben der Adel und das Großbürgertum die Regeln zu ihren Gunsten um. Das Preußische Jagdrecht entstand. Damals wurde erstmals die Flächenregel eingeführt, seither hat nur, wer viel Land besitzt, das Recht zu jagen. Kleinere Gebiete wurden an wohlhabende Hobbyjäger verpachtet. Die Entscheidungsgewalt im Wald, sie wurde an Vermögen, an Geld geknüpft.

Die Nazis verfestigten die elitären Jagdstrukturen. Und schrieben den Glauben an den Jäger als edlen Waidmann im Reichsjagdgesetz nieder. Von dort gingen die entsprechenden Paragraphen nach dem Krieg ins Bundesjagdgesetz über. Und blieben lange Zeit ziemlich unumstritten.

Dies änderte sich im Jahr 1971, an Heiligabend, als die ARD um 20.15 Uhr einen Dokumentarfilm mit dem Titel Bemerkungen über den Rothirsch ausstrahlte, der den Konflikt zwischen Wald und Wild beschrieb. Autor des Films war Horst Stern, einer der einflussreichsten Umweltjournalisten der alten Bundesrepublik.

Schon damals stand es nicht gut um den Wald, er litt an industriellen Schadstoffen, dem sauren Regen. Horst Stern beschrieb, wie Hirsch und Reh in einem geschwächten Wald zu Baumzerstörern wurden. Bambi sei dem Wald zur Plage geworden, sagte Stern.



Der Film ist ein knapp 40-minütiger Frontalangriff auf den deutschen Jäger. »Der menschliche Wolf«, so Stern, habe versagt. »Er ernährt sich von Kalbfleisch und jagt den Hirsch als Knochenschmucklieferant für die Wand überm Sofa.«

In seinem Film zeigte Stern einen Experten, den er als »in Jägerkreisen bestgehassten Mann« bezeichnete, als »Ketzer im grünen Rock, Oberforstmeister gar, und Jäger«. Sein Name: Georg Sperber. Ausgerechnet bei einer Trophäenschau in der Stadt Zwiesel im Bayerischen Wald stand dieser Mann auf einer Bühne vor lauter entgeisterten Jägern, denen er erklärte, es gebe zu viel Wild im Wald.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später, an einem heißen Tag im Sommer 2023, läuft diese Szene im Wintergarten eines Hauses in einem oberfränkischen Weiler namens Neudorf. Vor dem Laptop des Reporters sitzt Georg Sperber. Die Jahre haben die Kanten in seinem Gesicht abgerundet. Aber den forschenden, fordernden Blick hat er nicht verloren.

Der 90-jährige Sperber schaut also dem 38-jährigen Sperber dabei zu, wie er auf die Jagdgesellschaft einredet. Er erzählt, wie der Geschäftsführer des Jagdverbandes ihn von der Bühne zerren wollte. Und wie er zuvor den Journalisten Stern überhaupt erst auf die Idee gebracht habe, diesen Film zu drehen. Die Bilder hätten einen Skandal ausgelöst, sagt Sperber. Später sollte er im Bundestag das Wild-Problem erläutern, der Film lief im Agrarausschuss, doch noch bevor er zu reden beginnen konnte, sei ein Mann in den Saal geeilt mit einer Nachricht: Redeverbot von der Bayerischen Staatskanzlei. Sperber war Förster im Staatsdienst, der Freistaat also sein Arbeitgeber.

Was Sperber damals, Anfang der Siebzigerjahre, sagte, sagt er heute immer noch: dass die Jagdlobby zu stark sei und dass das Wild den Wald zerstöre.

Das Problem des sauren Regens bekam die Politik durch strengere Umweltgesetze in den Griff. Die Bäume gewannen an Kraft, der Wald erholte sich und konnte dem Wild wieder trotzen, einigermaßen, auch ohne ein neues Jagdrecht. Aber Monokulturen bestimmen bis heute die deutschen Wälder, Fichten und Kiefern vor allem. Der Klimakrise können sie schwer standhalten.

Georg Sperber lädt zum Spaziergang in den Wald. Seinen Wald. Den Steigerwald, in dem überall Laubbäume wachsen. Er greift sich zwei Nordic-Walking-Stöcke und



läuft los, trittsicher und ziemlich flink. Täglich gehe er hier spazieren, sagt er. Vielleicht auch, um sich selbst zu vergewissern, dass dieser Wald lebt und dass er dort auch in der größten Sommerhitze kühle und gesunde Luft findet.

Nicht lange nachdem der Film damals im Fernsehen lief, wurde Sperber als Förster hierher nach Oberfranken versetzt. Seit Jahren kämpft er dafür, dass der Steigerwald zum Nationalpark wird, so wie der Bayerische Wald, wütenden Anwohnern und Traktorendemos zum Trotz.

Es ist nicht so, dass Georg Sperber nichts erreicht hätte. Er hat Bücher über die Lage des Waldes geschrieben, ist Gründungsvater des Ökologischen Jagdverbandes und wurde im vergangenen Jahr von der Bundesregierung für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Seine Ideen haben Nachahmer gefunden.

Vielleicht muss man mit jemandem wie ihm durch den Steigerwald laufen, um die zeitlichen Dimensionen zu begreifen, in denen sich das Leben hier abspielt. Seit einem halben Jahrhundert sieht Sperber den Bäumen hier beim Wachsen zu. Und er spricht von ihnen wie von alten Bekannten. Bei der Zitterpappel dort wisse er noch, wie sie aussah, als sie klein war. Über die riesigen Buchen da habe man lange gestritten, sie sollten weg. Jetzt sind sie 180 Jahre alt.

Bis eine Buche so groß ist, dass Rehe keine Gefahr mehr für sie darstellen, vergehen zehn Jahre. Eine Legislaturperiode in Brandenburg dauert fünf Jahre, die nächsten Wahlen stehen im September 2024 an. So gesehen bleibt der Regierung womöglich weniger Zeit als dem Wald.

Mittlerweile hat der Minister Axel Vogel eine noch zurückhaltendere Änderung des Jagdgesetzes vorgelegt. Zuvor hat er sich mit dem Jägerverbandspräsidenten Dirk-Henner Wellershoff getroffen. Die beiden haben einen Kompromiss ausgehandelt, ein Gesetz, mit dem sie beide leben können. Ein Friedensangebot.

Dieser neue Entwurf sieht vor, dass Jäger und Waldbesitzer in Zukunft mehr miteinander reden sollen, verpflichtende Rundgänge im Wald sind vorgesehen, damit die Jäger sehen, welchen Schaden die Rehe anrichten. Außerdem wird die Jagdrevier-Regel verändert, die 150-Hektar-Grenze wird gesenkt, allerdings nur ein Stück weit.



Nach Schätzungen aus dem Umweltministerium dürften auch künftig lediglich drei Prozent der Waldbesitzer selbst über die Jagd in ihrem Wald bestimmen.

Fragt man Georg Sperber in Oberfranken, was er für die Zukunft der deutschen Wälder empfiehlt, dann antwortet er: »Wir müssen die Natur Natur sein lassen.« Natürlich könne man nicht überall Nationalparks einrichten. Aber damit der Wald sich an ein wärmeres Klima anpassen könne, brauche er Schutz, brauche er Ruhezeiten. Dann könnten dort, wo Bäume sterben, neue Bäume wachsen. Dann kehre dort, wo der Mensch ihn lasse, der Wolf zurück.

Der bringt in Brandenburg übrigens gerade die Langzeittrends in der Wildstatistik durcheinander. Nach Jahrzehnten des Wachstums hat sich die Rehpopulation nach aktuellen Schätzungen ein wenig verringert. Gleichzeitig wurden 47 Wolfsrudel gezählt. Wie viele weitere es gibt, weiß keiner. Aber eines weiß man: Ein einziger Wolf kann im Jahr mehr als 60 Rehe erlegen. Der Jäger hat Konkurrenz bekommen.

Dirk-Henner Wellershoff, der Präsident des Landesjagdverbandes, spricht in letzter Zeit weniger über die Jagdreform. Dafür umso mehr über den Wolf. Er will, dass er zum Abschuss freigegeben wird.